

ANNOTIEREN

Über die Arbeit mit PDF-Apps und darüber hinaus

Die Globalisierung des akademischen Arbeitsmarkts hat den Forschenden und Lehrenden als nomadisches Subjekt hervorgebracht: New York, Ithaca, Chicago, Providence, Bonn, Austin und zwischendurch immer wieder Berlin, das sind die Stationen meiner transatlantischen Existenz der letzten 15 Jahre gewesen, luxuriös und prekär zugleich. Die professionelle Mobilität spiegelt sich auch in der Beschaffenheit des Archivs: Seit Apple 2010 das iPad auf den Markt gebracht und damit den Tablet-Computer popularisiert hat, kann ich meine Bibliothek überall mit hinnehmen. Die Recherche für mein ganzes Buch versteckt in einer PDF-App, die meine Arbeitsbedingungen ja schon im Namen ankündigt: *Portable Document Format*.

Die PDFs sind verschieden formatiert, abhängig von Größe und Umfang des Buches (von dem sie meistens noch abstammen) und davon, wie es gescannt worden ist. Ich entscheide, ob sie vertikal oder horizontal dargestellt werden – so dass entweder die Hälfte einer Doppelseite oder eine komplette Einzelseite den Bildschirm ausfüllen, dann arretiere ich sie. Für jedes Dokument richte ich die Situation wieder neu ein. Eine etwas instabile Form der Remedialisierung. Nicht nur für «Schreibszenen» (Rüdiger Campe), auch für Leseszenen sind neben den sprachlich-semantischen Beteiligungen die instrumentell-technischen und die körperlich-gestischen konstitutiv.

Wie beim E-Book, das sich im Laufe der 2000er als neues Lesemedium etabliert hat, tritt auch hier die erste Seite, an der ich anfangen zu arbeiten, vor allen anderen hervor, die ich nicht mehr sehen kann oder glaube, nicht mehr in der Hand zu halten, weil sie links, rechts, ober- oder unterhalb des Bildschirms verschwunden sind. Der Raum, den die Seiten meines Textes als Buch oder Fotokopie ausfüllen, deren Materialität taktil und als Gewicht präsent ist und mir damit einen vertrauten Anhaltspunkt bietet, mir zu merken, wo im Text ich mich gerade befinde, wird von der Zweidimensionalität der Bildschirmfläche eingegebenet. Jede neue Seite erscheint erst mal wie die einzige Seite.

Das Vor- oder Zurückbewegen der Seiten kann eine Herausforderung sein – zumal ohne eingeübten Rhythmus, noch nicht automatisiert. Dass Blättern eine an das Buch gebundene Kulturtechnik ist, die an der Formung unserer Gedanken mitarbeitet, erfahre ich durch das Scheitern des «Blätterns» auf dem iPad. In welcher Geschwindigkeit muss ich über den Bildschirm wischen oder die Seite antippen? Unterschiedliche Geschwindigkeiten haben unterschiedliche Funktionen, nicht nur das «Blättern», sondern z.B. auch das Anzeigen neuer Menüleisten. Die Unsicherheit in der Geste unterbricht meinen Leseprozess. In welcher Richtung war das Dokument jetzt abgespeichert? Muss ich meine Finger nach oben, unten, links oder rechts bewegen? Manchmal brauche ich zwei oder mehr Versuche, bis ich am Ziel angekommen bin. Ich muss diese Gesten meistern, um nicht den Kontakt zum Text zu verlieren. Wenn mein Tablet eine Prothese ist, brauche ich ein paar Trainingsstunden, bis sich die Arbeit damit motorisch stabilisiert hat. «Blättere» ich z.B. zu schnell, ist die neue Seite noch nicht umgerechnet und erscheint als grau-weißes Schachbrettmuster vor meinen Augen. Der Horror: den Text, den gibt es gar nicht. Die Leseszene als Verbund von Sprache, Instrument und Körper zerbricht.

Lesen mit der PDF-App ist auch Schreiben. Ich kann in den Dokumenten Notizen an den Rändern und in Zwischenräumen machen oder kleine gelbe Sprechblasen auf den Seiten einfügen, um Kommentare zu hinterlassen. Vor allem aber ist hier Lesen auch Markieren: Ich kann nicht nur Textstellen unterstreichen, sondern aus Umrandungen und Umkreisungen verschiedene geometrische Formen entwerfen.

Die Farben dieser Markierungen können verändert werden. Entwickle ich hier ein System wie in meinen handschriftlichen Notizbüchern? Dort benutze ich verschiedenfarbige Post-its und dazu die Text-Marker in denselben Farben. Jedes Kapitel meines kommenden Buches hat eine eigene Farbe. Manchmal sogar mit einfachen, albernem Zuschreibungen: blau für <masculinity> und pink für <queer>. Bei der Relektüre entscheide ich, welche Notizen in welches Kapitel gehören. Mit den Markierungen finde ich sie wieder, wenn ich an den jeweiligen Kapiteln arbeite.

Im PDF-Programm benutze ich die Markierungsmöglichkeiten spielerisch, experimentell, eigentlich exzessiv (ich kann sie jederzeit wieder löschen!). Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich unterstreichen oder umkreisen oder umranden will, also markiere ich die Stellen gleich mehrfach und verteile Kreise, Ovale, Quadrate, Pfeile, Linien auf der Seite, in rosa, rot und gelb. Sie brüllen: wichtig, wichtig! Als könnte ich mir die Passagen auf dem Bildschirm nur merken, wenn sie aggressive Aufmerksamkeit bekommen, mir sofort ins Auge fallen, wenn ich wieder über den Bildschirm wische. Ich versuche, die durch meinen Trainingsrückstand verursachte motorische Instabilität in der Leseszene mit kindlichem Eifer zu kompensieren.

Das umfangreichere und detailliertere Repertoire an Markierungsmöglichkeiten des PDF-Leseprogramms verleitet mich dazu zu spielen. Unkontrolliert

verteile ich die Markierungen auf den Seiten. Beim Wiederlesen habe ich das Bedürfnis, die schon markierten Stellen wieder neu zu markieren. Als müsste ich sie jedes Mal wieder neu festhalten. Formen und Farben überlagern sich. Ein kohärentes System für den gesamten Text bildet sich dabei nicht heraus – oder doch? Jede Seite bekommt eine eigene visuelle Logik. Ich fange praktisch an zu malen. Ist das eine Ablenkung, die mich vom Text wegbringt? Irrsinn? Oder werden die Seiten so, durch das jeweilige Bild, in das ich sie verwandle, dann wiederzufinden sein? Gelingt es mir gerade – während ich daran scheitere, meine gängige Markierungspraxis aus dem Notizbuch ins iPad zu übertragen –, eine neue Methode zu erfinden?

In einer anderen Stadt: Ich sitze bei einem Workshop am Tisch mit Kollegen und habe diesmal nichts ausgedruckt. Die Papers der anderen sind in meinem iPad gespeichert. Meine Anmerkungen, der Beweis meiner Lektüre und mein Navigationssystem durch die Textmasse, sind in meinem iPad versteckt. Ich öffne den Ordner mit den Dokumenten für die Konferenz. Blöd: Ich kann immer nur jeweils ein Paper aufmachen und brauche immer mehrere Schritte, um zu einem anderen zu kommen. Ich fühle mich wie ein medientechnologischer Analphabet. Wenn ich die Dokumente in der GoodReader-App öffne, sagen mir meine Markierungen nichts. Meine Anmerkungen sind in kleinen gelben Sprechblasen-Symbolen verschwunden, die ich extra antippen muss, um sie vor Augen zu haben. Doch die Notizen zusammen mit den Symbolen auf der Seite wollen sich zu keinem Gedankengang formen. Alles ist irgendwie wichtig, aber es gibt hier keine vertrauten Ordnungen oder Hierarchien, die mir bei der Orientierung helfen. Ich habe Sehnsucht nach ausgedruckten Manuskripten und handschriftlichen Notizen.

Meine Gesten werden fahrig, hysterisch, ich reagiere mit Panik: Ich habe nichts in der Hand. Als hätte ich überhaupt vergessen, meine Lektüre mit Markierungen, Notizen und Kommentaren zu begleiten. Als hätte ich gar nichts gelesen. Mein Gedächtnis hat seine Orientierung verloren. Muss ich nur fleißig üben, so dass ich mich mit neuen Instrumenten und Gesten auch überall in der veränderten Leseszene wiederfinde? Jetzt verstehe ich: Mit dem Narzissmus des Ausstellens neuer Lese-Geräte auf Konferenzen (hast du schon das neue iPad Air?) geht es nicht nur um mobile Statussymbole, wie ich dachte, sondern um die Demonstration der Beherrschung einer neuen Kulturtechnik (gegenüber den medientechnischen Analphabeten im Raum).

Die Arbeit mit der PDF-App auf dem iPad mini, bei der ich in der Öffentlichkeit versage (was mich mit Scham erfüllt), ist zu Hause alleine am Schreibtisch auf einmal kein Problem mehr: Ich stelle das iPad links neben dem MacBook Air auf. In meinem gut organisierten System aus Ordnern und Dokumenten finde ich mich leicht zurecht. Die Fülle der Markierungen steigert meine Aufmerksamkeit für die jeweilige Seite. Ohne Mühe kann ich meine Lektüren rekonstruieren. Die Zuordnung zu den jeweiligen Kapiteln mache ich dann auf dem zweiten Bildschirm des MacBook Air. Die markierten Stellen

im PDF vom Bildschirm des iPad mini können nicht mit Copy-and-paste ins neue Dokument gebracht werden, sondern müssen ganz altmodisch abgetippt werden. Meine Augen wandern ruhig von einem Bildschirm zum anderen und übertragen, was wichtig ist. Ich arbeite die PDFs mit ihren Markierungen nacheinander ab. Alles erscheint mir sogar kompakter und übersichtlicher als sonst in meinen Stapeln von Papieren und Notizbüchern.

Mit der räumlichen und zeitlichen Kontrolle der Arbeitssituation alleine am Schreibtisch zuhause gelingt mir auf einmal der Umgang mit der PDF-App und ihren Markierungen. Anscheinend verträgt die Vertrautheit der Umgebung die drohende Desorientierung auf dem kleinen Bildschirm. Die Unbeholfenheit im Umgang mit dem neuen Lese-Instrument steigert sich nicht zu hysterischen Gesten wie unter dem Blick der Öffentlichkeit. Ich kann jederzeit anhalten, ich bestimme den Rhythmus. Instrumente und Gesten, Raum und Körper arbeiten konzentriert zusammen wie beim Yoga. So lässt sich das Wissen, das in der kleinen PDF-App gespeichert ist, ohne Mühe entfalten. Mein mobiles Lese-Instrument, mein Archiv, ist auf Reisen dabei. Auch wenn ich das Wissen, das für mich dort gespeichert ist, noch nicht überall abrufen kann wie versprochen. Ich werde weiter üben.
